St. Quirinus-Blatt

Wochenſchrift zur religiöſen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 18. Sonntag, 2. Mai. 1920

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 2. Mai: Athanaſia.
Montag, den 3. Mai: Kreuz-E.
Dienstag, den 4. Mai: Monika.
Mittwoch, den 5. Mai: Pius V.
Donnerstag, den 6. Mai: Benedikta.
Freitag, den 7. Mai: Stanislaus.
Samstag, den 8. Mai: Michaelis E.

Sonntagsleſung.

G. zieht Vorzüge anderer in der Geſellſchaft auf ſeine Weiſe hervor, nimmt andere, die getadelt werden wollen, gewandt in Schutz, erzählt, was ihm der und dieſer Liebes erwieſen habe, bekümmert ſich ſorglich um das Befinden ſeiner Freunde und aller ihrer Angehörigen, iſt ausnehmend freundlich, gefällig und dienſtbereit uſw. Jedermann ſagt: er hat ein ſehr gutes Herz. Ich glaube es. Doch kann es ſein: er hat einen ſehr guten Verſtand, der wohl erwägt, was ihn bei den Leuten empfehle. Gar zu heller Glanz iſt vielfach nicht Natur, ſondern Herrichtung für das harmloſe Publikum. Vielleicht iſt er in ſeinem Hauſe kalt, gebietend, herb, argwöhniſch, tadelſüchtig uſw., ein Gaſſenengel, ein Hausteufel.

Exerzitienbetrachtungen.

XVI.

Vom Tode.

Die Sünde entfernt uns von Gott, die Buße führt uns zu ihm zurück. Aber die Sünde ſcheint auf den erſten Blick ſo viel Freuden, die Buße ſo viel Bitteres in ſich zu ſchließen. Wenn wir darum den ſündhaften Lüſten nicht ihren Zauber nehmen und die Entſagungen und Opfer eines bußfertigen Lebens verſüßen könnten, ſo würde wohl das Werk unſeres Seelenheiles noch mehr von den Menſchen vernachläſſigt werden, als es leider wirklich ſchon geſchieht.

Welches Mittel iſt uns denn für dieſen zweifachen Zweck, der Wolluſt das Verlockende und der Buße das Abſtoßende zu nehmen, gegeben? Das iſt die Erinnerung an jenen großen Tag in unſerem Leben, der wie kein zweiter uns die Nichtigkeit der Welt und den Wert der Tugend zum Bewußtſein bringt. Das iſt der Todestag, der letzte Augenblick, der das gegenwärtige Leben beendet und das zukünftige ſeinen Anfang nehmen läßt. Der Tag, von dem die hl. Schrift ſagt: Gedenke deiner letzten Dinge und du wirſt in Ewigkeit nicht ſündigen, und dem der Ausſpruch des alten Weiſen galt: O Tod, wie bitter iſt die Erinnerung an dich für den, der die Welt liebt und von ihr ſich hat lieben laſſen.

Laſſen wir denn heute einmal etwas eingehender mit dem Gedanken an den Tod und zwar unſeren eigenen uns beſchäftigen. Ueberlaſſen wir uns einmal in dieſer Betrachtung der Bangigkeit, die der Gedanke an den Tod uns einflößen könnte. Je mehr wir heute nämlich uns vor dem Tode in Furcht verſetzen, deſto weniger Furcht brauchen wir zu haben, wenn er wirklich kommt. Das, was uns wirklich erſchrecken ſoll, iſt nicht, an den Tod denken, ſondern ſterben, ohne an ihn gedacht zu haben und ſo nicht für ihn bereit zu ſein.

Sterben das allgemeine Los.

Daß wir ſterben, iſt ſicher. Umſonſt möchte ich mir dieſe meine Beſtimmung, über kurz oder lang zu ſterben, verheimlichen wollen. Alles, was um mich herum iſt, redet mir unabläſſig davon. Der Leib, der immer mehr ſeine Schwächen fühlt und immer mehr zuſammenfällt, der Schlaf, der ein Bild des Todes iſt, die Nahrungsmittel, deren wir bedürfen, um das Leben friſten zu können, das Haus, das wir bewohnen, und durch das vor wenigen Jahren andere geſchritten, die nicht mehr ſind, die alten Leute, von denen jeden Tag der eine oder andere Bekannte ins Grab ſinkt, und dem ich bald folgen muß, die Kinder, die da herumſpielen und heranwachſen, um unſere Plätze einzunehmen, dieſer Wechſel von Tag und Nacht, das Kommen und Schwinden der Jahreszeiten, die ſchnell entfliehende und alles, was in ihr geſchieht, mit ſich fortreißende Zeit, die dahineilenden Monate, Jahre und Jahrzehnte, was ſind die Dinge anders, als ein Zeichen und ein Beweis für unſere Sterblichkeit.

Was iſt von den Millionen Menſchen, die heute die Erde bewohnen, nach hundert Jahren noch übrig geblieben? Vielleicht der eine oder andere, der heute geboren wird, und deſſen hundertjährigen Geburtstag dann in allen Zeitungen als ein ſeltenes, großes Ereignis verkündet wird. In fünfzig, ſechzig, ſicher in achtzig Jahren hat ganz Köln, Neuß und Vierſen mit all den in ihrem Umkreis gelegenen Dörfern ſich erneuert, ein anderes Volk iſt an die Stelle deſſen getreten, das dieſe Städte und Dörfer jetzt bewohnt.

Sechzig, achtzig Jahre dünken uns lang und viel in unſerer Vorſtellung, aber was ſind ſie in Wirklichkeit? Einen Teil dieſer Zeit haben wir alle ſchon durchlebt, und wie kommen uns dieſe vergangenen Jahre vor? Nicht wahr, wie ein Moment, wie ein Trugbild, wie ein Traum, von dem man nur eine verwirrte Vorſtellung hat. Ich werde alſo ſterben und der Augenblick, wo ich ſterben werde, iſt nicht mehr weit entfernt. Was heißt das denn: ſterben? Sterben heißt alles verlaſſen, von allem ſich trennen müſſen, allem beraubt werden.

Ich muß ſterben, d. h. es kommt die Stunde, wo mir alles fehlen wird, wo alles mich flieht, alles mich verläßt. Die ganze Welt wird für mich ſein, als wäre ſie nicht geweſen, und ich werde für die Welt ſein, als hätte ich nie zu ihr gehört. Meine Wohnung, mein Geſchäft, meine Fabrik, mein Beſitz, mein Anſehen, andere nach mir mögen ſich darauf etwas zu gute tun und ſich daran erfreuen, für mich iſt das alles verloren, zerſtört, vernichtet. Ja ſelbſt meine Kleider nimmt man mir und läßt mir nur den Totenmantel.

Das ſtille, finſtere Grab mit ſeiner Einſamkeit und ſeinem Schauder iſt mein Anteil. Wie ſehr ich mich auch an die Güter dieſer Erde gehangen, ſie geſucht und geliebt habe, in dem Augenblick des Todes fallen die Feſſeln ab, und das, wovon ich gemeint, mich nie trennen zu können, wird mir unbarmherzig genommen.

Was habe ich geſchafft, mich beunruhigt, mich betrübt, mich bemüht um dieſe Welt, wo ich nur eine kleine Weile bleiben ſoll, und wie wenig tat ich für die Ewigkeit, wo ich immer weilen werde.

Wozu dienen mir nun alle Güter dieſer Welt im Augenblick des Todes? Vielleicht gar, um bei einem Rückblick auf ſie meinen Schmerz zu vermehren, ſie nicht beſſer angewendet zu haben, mein Geld, um den armen Mitmenſchen Gutes zu tun, meine Zeit, um ſie für Gott und im Dienſte der Liebe und Mithülfe anderer zu verwenden, meine Talente, mir gegeben, nicht, um damit ſtolz mich zu rühmen, ſondern ſie zur Förderung des Edlen und Guten zu verwenden?

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

8)

Eine Schweizer Geſchichte.

Das Unglück, das ſein Opfer ſo grauſam verfolgte, erregte die Herzen derer, die Zeuge davon waren, und flößte ihnen Mitleid und Bereitwilligkeit zur Hilfe ein. — Ungeachtet aller Tätigkeit, die entfaltet wurde, hatte die Unterſuchung des Raubes keinen Erfolg gehabt. Aber, wie bereits erwähnt, war die arme Mutter zum Erſatz hierfür auf ihrem Schmerzenslager von ſo wohlwollenden, gefühlvollen und opferwilligen Leuten umgeben, daß ſie kaum in ihrer Heimat eine beſſere Hilfe hätte finden können. Als Mariele nach einigen Wochen bitteren Leidens endlich wieder hinlänglich geneſen war, um einen Entſchluß faſſen zu können, war in ihr immer mehr der Wunſch rege, wieder in ihre Berge zurückzukehren; es war allerdings nicht ohne Bitterkeit für ſie, wenn ſie an die Umſtände dachte, in denen ſie ſie verlaſſen und in welchem Zuſtande ſie wieder dahin zurückkehren ſollte, und gewiß war ihr der Gedanke ſchmerzvoll, daß ihre Kinder dort keine andere Unterſtützung zu erwarten hätten, als das öffentliche Almoſen; aber, was ſie auch zu erwarten hatte, ſie war gleichwohl in ihrer Heimat! — Hatte ſie dort auch keine Verwandten mehr, auf deren Hülfe ſie rechnen durfte, ſo fanden ſich doch ſicherlich unter ihren treuen Freunden noch großmütige Herzen, die ihr ihre Hülfe nicht verſagen würden. Auch ihre Freunde in Amſterdam insbeſondere der edelſinnige Fabrikherr, die alle wohl erkannten, wie ſehr ihr Herz von der Sehnſucht nach ihrem Vaterlande durchdrungen war, unterſtützten dieſe ihre Wünſche und boten ihr großmütigſt die Mittel an mit ihren Kindern die Reiſe unternehmen zu können. Mit dankerfülltem Herzen nahm ſie dann endlich die Hülfe ihrer Wohltäter an und verließ an einem ſchönen Sommertag mit ihren Kindern die Stadt, nachdem ſie tags vorher noch am Grabe ihres teuren Mannes, den ſie ſo ſehr liebte, mit welchem ſie ihre glücklichſten Tage verlebte und deſſen ſterbliche Ueberreſte ſie leider hier im fremden Lande zurücklaſſen mußte, inbrünſtig gebetet und auch noch des Himmels Segen auf jene herabgerufen hatte, die ihr ſo liebevoll Beiſtand leiſteten, ſie tröſteten und ſie dem Abgrunde des Elends entriſſen hatten.

Die lange Reiſe, meiſt zu Fuß, war eine neue, ebenſo harte wie ſchmerzvolle Probe für Mariele, welche früher nie aus ihrem engen Tale gekommen war, wo ſie ſich nur freundlichen Entgegenkommens ihrer Nachbarn zu erfreuen hatte. Von ihren vier Kindern waren nur die zwei älteſten kräftig genug, um kleine Tagesmärſche machen zu können, die andern mußten meiſtens getragen werden, wobei die neunjährige Thereſe ſie voll Mut und Ergebung beſtens unterſtützte, — wie lange ſchien der armen Frau in den erſten Tagen der Weg, mitten durch ein flaches, einförmiges Land! — Und oft, wenn ſie an die Länge ihrer Wanderſchaft und die Entfernung ihrer Heimat dachte, kam ihr die Furcht und die Bangigkeit an, daß infolge der andauernden Anſtrengung ihr oder ihren Kindern ein neuer Unfall begegnen und ſie ihrer Mittel berauben könnte, bevor ſie ihr Ziel erreicht hätten.

Schon die Bibel tut den Ausſpruch: „Der Herr iſt der Nährer der Witwen und der Vater der Waiſen“ und unſere armen Reiſenden konnten in der Tat erkennen, wie wahr dieſe tröſtenden Worte waren, wie oft trafen ſie mitleidige Fuhrleute, die ihnen erlaubten, ihr Fuhrwerk zu benützen, und wie oft mitleidige Menſchen, die ihnen guten Herzens Nahrung und Obdach gaben. So durchzog die kleine Familie eine große Strecke des deutſchen Landes und zwar raſcher, als ſich Mariele beim Beginne der Reiſe gedacht hatte. Auch das Gemüt der Kinder, insbeſondere Thereſens, deren Mut ſich noch keinen Augenblick verleugnete, wurde wieder heiterer, je mehr ſie den heimatlichen Bergen ſich näherten. Nur Mariele konnte bei dem Anblick der ſchneeigen Gipfel der Alpen, ungeachtet der Freude, die ſie zeigte, ſich doch einer gewiſſen Unruhe nicht erwehren.

„Was werde ich tun?“ ſprachs in ihr, „mit dieſen Kindern in einer Heimat, wo ich keine Ausſicht für ihre Unterkunft habe und für mich ſelbſt noch kein Mittel zu einem Fortkommen weiß? Wird die Barmherzigkeit der Freunde, ſo willfährig ſie auch anfänglich geübt wird, für die Dauer nicht zur Laſt werden?“

Als ſie endlich an einem ſchönen Herbſtabend die Höhen von Hauenſtein erreichte und das reizende Schweizerland zu ihren Füßen erblickte, und die Alpen in all ihrer Pracht glühen ſah, da drückte ſie ihre Kinder in die Arme, kniete nieder und flehte mit Inbrunſt den weiteren Beiſtand des Allmächtigen an, der ſie bis jetzt ſo mildtätig beſchützt hatte.

So erreichte ſie endlich Luzern. — Der Vierwaldſtädter See zeigte wie gewöhnlich ſeine azurne Fläche mit ſeinen herrlichen Bergufern, und dort jenſeits des Pilatus-Gebirges war ihr teures Vaterland. Welche Erinnerungen, welche Empfindungen und Gedanken erwachten im Herzen der armen Frau! Nach einem kurzen Aufenthalt hatte Mariele ſchon andern Tages den nördlichen Hang des Berges erreicht hinter dem Sarnen lag. Unweit von der Straße ſtand eine alte Kapelle, welche die hl. Jungfrau mit dem Jeſuskind einſchloß. In ihrer Kindheit hatte Mariele oft auf der ſteinernen Bank davor geſpielt und auch ſpäter dort oft in der Stille der Einſamkeit ihre Andacht verrichtet; ſo beſchleunigte ſie denn auch heute ihre Schritte, um dieſen Punkt zu erreichen und dort wieder ein Gebet zur heiligen Jungfrau zu ſenden, daß ſie ihr Schutz und Hilfe angedeihen laſſen möge.

Die kleine Familie bot wohl in dieſem Augenblicke einen ebenſo rührenden Anblick als die in der Kapelle. An der Bruſt der Mutter ruhte eingeſchlummert der jüngſte Knabe; der ältere, der am ganzen Wege an der Hand der Mutter gegangen war, pflückte jetzt Blumen, die aus dem Gemäuer wuchſen; Thereſe, welche ihrer jüngeren Schweſter als Führerin gedient hatte, ſchloß dieſe nun in ihre Arme und kniete neben der Mutter, in tiefer Andacht betend.

Tiefe Stille herrſchte ringsum. Die Sonne neigte ſich und warf ihre letzten Strahlen auf dieſe Gruppe, deren Häupter ſie wie ein Heiligenſchein umgab.

Inzwiſchen hatten auch zwei ſchwere Wagen auf der Straße angehalten und der Mann, der ſie führte, kam auch herbei, ſeine Andacht zu verrichten und hatte in der Nähe gehalten, von welcher Stelle er die Witwe mit ihren Kindern gewahrte und ſie beobachten konnte, ohne von ihnen geſehen zu werden.

Dieſer Mann nun, deſſen Haare ſchon grauten, obgleich ſeine ausgeprägten Züge nicht ſo alt ſchienen, fing beim Gewahren der Betenden plötzlich heftig zu zittern an. Sein Geſicht, welches einen gewiſſen Ausdruck von Traurigkeit hatte, nahm eine Todesbläſſe an, ſeine Lippen bewegten ſich als wie von einer konvulſiviſchen Bewegung erfaßt, er faltete ſeine abgemagerten Hände und dicke Tränen rollten über ſeine Wangen. Er blieb einen Augenblick an einem Baum gelehnt, als ſuche er eine Stütze; dann ſank er, indem er einen Schmerzensſchrei ausſtieß, zur Erde nieder.

Bei dem Tone dieſer Stimme fuhr Mariele erſchreckt empor und, nach der Stelle blickend, woher der Schrei kam, gab ſie raſch ihr Kind in die Arme Thereſens und eilte auf den Unglücklichen los. Aber wer malt ihr Entſetzen, als ſie die bleichen Züge gewahrt! Sie ſtieß einen herzzerreißenden Schrei aus und rief: „Leo . . . o allmächtiger Gott! . . .“

Es war in der Tat Leo, der am Boden lag.

Wie wir bereits geſagt haben, befand man ſich im Herbſte; die Ernten in den Bergen waren eingebracht. Der Sommer war ſchön geweſen und die Alpen hatten viel gegeben. — Da Leo nur wenig zu ſeinem Haushalte bedurfte, ſo waren die Scheunen in ſeinen beiden Höfen noch reichlich gefüllt, und er mußte, um Platz für die neue Ernte zu gewinnen, den Verkauf der alten Vorräte im großen vornehmen. Er war daher dieſer Tage mit Getreide und Käſe nach Stanz gefahren, von wo ſie dann zu Waſſer nach Luzern gebracht wurden. Mit den leeren Fuhrwerken heimkehrend, hatte er unweit der Kapelle angehalten, um dort ſein Gebet zu verrichten. — Sein Herz war mehr bewegt als gewöhnlich. Die Armen, die ihm unterwegs begegneten, wurden reichlich bedacht und auch der Opferſtock in der Hauptpfarrkirche zu Stans wurde nicht vergeſſen.

Das erſte Schnurrbärtchen.

(Zur Erheiterung.)

Es war einmal in einem Dorf — Ein Jüngling friſch und zart — Dem es gar ſehr zu Herzen ging — Daß ihm kein Bärtchen ward. — Er war doch groß, und volles Haar — Wollt ſeinen Kopf bedecken — Doch unter'm Näschen lange Zeit — Zeigt ſich kein dunkler Flecken. — Wo alle andern, alt wie er — Ein kleines Wölflein hatten — Da meldet bei dem Heinrich ſich — Auch nicht ein leiſer Schatten. — Wohl jeden Tag, den Gott erſchuf — Befragt er ſeinen Spiegel — Den immerfort er bei ſich trug — Wie's Vöglein ſeine Flügel. — Wie, wenn am Sonntag nachmittag — Der Landmann 's Feld durchſchreitet — Zu ſeh'n, ob nicht auf ſeinem Stück — Das erſte Hälmchen läutet — So ſtand auch voll Erwartung oft — Wie nach dem Halm der Bauer — Nach einem Härchen unter'r Naſ' — Jung Heinrich auf der Lauer. — Er ſchafft ſich aus der Apothek' — Ein Döschen Salbe an — Wie es im Blättchen wirkungsvoll — Pries an der Charlatan. — Da endlich zeigt ein Schatten ſich — Die Freud' iſt übergroß — Als hab' er in der Lotterie — Gezogen's große Los. — Seht wie er hoch einherſtolziert — Die Leute bleiben ſtehen — Da er verſucht zum erſten Mal — Das Schnurrbärtchen zu drehen.

Güldene Brockenſammlung.

So viel tauſend Mark an Bröckchen — Hat der Sammlung man vermacht — Als der Heiland auf der Erde — Lebensjahre hat verbracht — Dreiunddreißigtauſend Marken — Sind bis jetzo ſchon erreicht — Und was noch hinzugekommen — Heute das Verzeichnis zeigt — Zweiundfünfzig ſind der Wochen — Seit die Sammlung klein begann — Und von Woch' zu Woche trollten — Immer neue Bröckchen an — Goldne Tröpfchen hoch im Werte — Floſſen in den großen Fluß — Den der Juwelier dann lenkte — Klug in den Monſtranzenguß — Und ich hoffe, daß der Tröpfchen — Viele noch wie goldnen Tau — Ich im Blatt den lieben Leſern — Weiter ſtellen kann zur Schau — Haben wir des Heiland's Jahre — Im vergangenen erreicht — Ob's zur Zahl der zweiundſiebzig — Jünger wohl nun aufwärts ſteigt? — Aber nun, ihr klein Studentchen — Rechnet einmal klug und fein — Wenn im Jahre dreißigtauſend — Wieviel dann die Woch' kam ein? — Habt ihr das dann ausgerechnet — Denkt ihr: „Tauſend, das iſt fein — Jede Woch' das luſt'ge Reimen — Bracht' achthundert Marken ein! — Traun, da werd' ich auch ein Dichter — Und verdien' mir vieles Geld“ — „„Liebe Freunde, laßt das bleiben — Denn da kennt ihr nicht die Welt — Wer die Summe bracht' zuſammen — Das war nicht der Verſeſchmied — Nein, der Lieb' der guten Leſer, — Freunde, ſingt ein ſchönes Lied!““

Annahmeſtelle in Vierſen:

Ehrw. Schweſtern im Waiſenhaus zu Vierſen

Annahmeſtelle in Süchteln:

Ehrw. Schweſtern im Krankenhaus und Irmgardis-Stift.

Kloſter Marienberg, Neuß.

Von Neukirchen ungenannt 5 Mark in Silber.
Von Neuß ungenannt 3 Fünfzigpfennigsſtücke in Silber.
Aus Hemmerden ungenannt 12 Mark in Silber.
Von Kaarſt ungenannt 2 Mark in Silber und 1 ſilberner Armband.
Aus Neuß 1 ſilberner Armband eine Kleinigkeit.

Aus Neuß 21 Mark für ein Heidenkind auf den Namen Joſef.
Von Kapellen ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind auf den Namen Wilhelm Antonius.
Aus Büttgen-Vorſt 25 Mark für ein Heidenkind auf den Namen Maria Margareta.
Aus dem St. Joſefskloſter Neuß 63 Mark für drei Heidenkinder.
Von Weißenberg 21 Mk. für ein Heidenkind auf den Namen Maria Luiſe.

Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei, Neuß.

Scheint es da nicht beſſer zu ſein, daß ich dieſe Güter bei Lebzeiten freiwillig, nach dem Willen Gottes, zu guten Zwecken verwende oder wenigſtens darüber zu verfügen und ſie zu gebrauchen nach meinem Stande und meiner Stellung, mit Verdienſt und Nutzen für meine Ewigkeit, als zu warten, daß nicht ich ſie, ſondern ſie mich verlaſſen und preisgeben.

Ich muß ſterben, d. h. es kommt ein Moment, wo dieſer aus Erde gebildete Leib wieder zu Staub werden wird, wo die von vielen Augen bewunderte Schönheit ein Gegenſtand des Schreckens und Schauderns für ihre begeiſterten Anbeter und Freunde ſein wird, wo, in den Schoß der Erde gelegt, der Verweſung anheimgegeben, der Leib der vollen Auflöſung und Zerſtörung verfällt.

Warum alſo all die Sorgen, ihn zu ſchmücken, all ſein Verlangen zu befriedigen, ja, wenns anging, ihn unſterblich zu machen? Wenn der göttliche Heiland ſagt: Wer von euch kann ſeiner Leibeslänge eine Elle zuſetzen, ſo können wir auch ſagen: Was kannſt du tun, um noch für einige Tage das Gebäude deines Leibes, dem der Einſturz droht, länger zu erhalten? Wir, die wir uns immer ſo groß tun und ſtolz ſind auf das, was wir ſind, wir ſollten doch mehr daran denken, was wir bald ſein werden. Warum ſo viel Sorge um den ſterblichen Leib und ſo wenig um die unſterbliche Seele?

Was ihr ſeid, ſind wir geweſen,
Was wir ſind, das werdet ihr,
Iſt auf jedem Sarg zu leſen
Und auf jeder Grabestür.

Ich muß ſterben, d. h. es wird ein Tag kommen, wo ich der Erinnerung der Menſchen werde entſchwunden ſein. Während der letzten Tage meiner Krankheit intereſſiert man ſich noch wohl um mein Schickſal. Man fragt durch Telefon an, wie es mir ginge, gibt an der Tür ſeine Karte ab, und wenn ich in der Welt eine Stellung hatte, ſchreibt man ſogar einen Bericht in die Zeitung. Iſt aber dein Zuſtand hoffnungslos, dann wird in der Zeitungsſetzerei für dich, wenn du etwas zu bedeuten gehabt in der Welt, ehe du noch tot biſt, der Nekrolog geſetzt, und biſt du geſtorben, dann ſind die erſten Stunden und Tage traurige und ſchmerzliche für die, die dich wahrhaft liebten.

Ich will nicht reden von den Paradefreunden, die unter erheuchelten Tränen die Freude verbergen über deinen Tod, die mehr deine Hinterlaſſenſchaft als eine Beute betrachten, auf die ſie ſich nicht ſchnell genug ſtürzen können, denn als etwas, deſſen Erbſchaft ſo früh antreten zu ſollen, ſie bedauern. Ach, der Zylinder und um ihn der Flor, und die ſchwarzen Glacé, die ſagen dem im Leichenwagen dahinfahrenden Toten noch lange nicht, daß die da hinter demſelben unmittelbar Einherſchreitenden wirklich Leidtragende ſind. Nein, ich rede von den wahren Freunden.

Anfangs ſind ſie betrübt, die Zeit aber tröſtet ſie und läßt die Tränen verſiegen. Einige Tage noch denkt man an uns, allmählich tritt die Erinnerung an uns zurück und es folgt bald das Vergeſſenſein, dem beſondere Tage, meinetwegen der Todestag, der Geburts- oder Namenstag, vielleicht uns noch einmal entreißen. Und wenn man noch an uns denkt, ſo werden die Tränen und Lobſprüche der Menſchen nur auf meinen eiſig kalten Staub und in die Stille des Grabes niedergelegt.

Welche Torheit, ſo beſorgt und bekümmert zu ſein um ſeine Ehre, mit ſolcher Unruhe und Sorge um das Wohlgefallen und das Lob der Menſchen ſich zu bemühen, und bei dieſer Jagd nach Reichtum, Genuß und vergänglichen irdiſchen Dingen mein Seelenheil aus dem Auge zu laſſen, und um Dinge willen, die ich über kurze Zeit verlaſſen muß, die Ewigkeit zu vergeſſen.

Ungehorſam.

Es war in Wien am Feſte der Unbefleckten Empfängnis. Ein Gymnaſiaſt, der einzige Sohn ſeiner Eltern, bat ſeinen Vater um die Erlaubnis, der Vorſtellung am Ringtheater beizuwohnen. Sie wurde ihm trotz ſeines Bittens entſchieden verweigert. Vielleicht hatte der Vater gegen das Stück Bedenken oder der Tag war ihm zu heilig, als daß er gerne geſehen, ſein Sohn beſchließe ihn anſtatt in der Kirche, im Theater. Als der Junge, der ſein Ziel um jeden Preis erreichen wollte, ſich nun an die Mutter wandte, ſtimmte dieſe zuerſt der Weigerung des Vaters bei, war aber nicht feſt genug, um dem Drängen des Knaben zu widerſtehen, der endlich, mit dem nötigen Gelde verſehen, eiligſt den Weg zum Theater einſchlug. Als der Vater noch einiger Zeit, durch den Lärm auf der Straße ans Fenſter gelockt, vernahm, daß das Ringtheater in Flammen ſtehe, beglückwünſchte er ſich zu der Feſtigkeit, mit der er die Bitte des Sohnes abgeſchlagen habe. Wie furchtbar war jedoch ſeine Enttäuſchung, als die Kunde, die er froh ſeiner Gattin mitteilte, bei dieſer einen Anfall von Verzweiflung auslöſte, der den Uebergang zum Wahnſinn bildete. Der Anblick des verkohlten Leichnams des Sohnes vollendete für den bedauernswerten Vater das Schreckliche dieſes durch Ungehorſam veranlaßten Familiendramas.

Der kürzeſte Weg zur Vollkommenheit.

Jeder, der für das Heil ſeiner Seele und den Fortſchritt in der Tugend beſorgt iſt, wünſcht ſich einen guten Seelenführer und iſt glücklich, wenn er einen ſolchen gefunden. Der Wunſch und dieſe Freude ſind gewiß berechtigt. Aber der beſte Seelenführer, und beſſer, als der tüchtigſte aus der Menſchenwelt, iſt der Wille Gottes. Wer ſich dem gleichförmig macht, der fehlt nicht und ſtrauchelt nicht und geht nicht in die Irre. Denn dieſe Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes iſt nicht bloß der kürzeſte Weg zur Vollkommenheit, ſondern die Vollkommenheit ſelbſt.

Die Lehrer des geiſtlichen Lebens geben in ihren Unterweiſungen über die chriſtliche Vollkommenheit wohl viele Uebungen und Mittel an, die dazu führen. Wenn aber jemand ſich von vornherein darauf verlegt, in allem den Willen Gottes zu erfüllen, ſo wird er ſelbſtverſtändlich auch die frommen Uebungen gut zu machen ſuchen und aller Tugenden ſich befleißigen, und ſo in einem Griff alles erfaſſen, was er ſonſt mühſam zuſammenholen muß. So wird er die Abtötung üben, weil er erkennt, daß Gott dieſelbe von ihm verlangt, er wird demütig, geduldig, fromm, geſammelt, ſchweigſam, enthaltſam und keuſch ſein, d. h. alle die Tugenden üben, die zur Heiligkeit führen, denn das iſt es ja, wovon der hl. Paulus ſpricht: „Das iſt der Wille Gottes, eure Heiligung.“

Wer ſich gleichförmig mit dem Willen Gottes zu machen ſucht, geht gleich aufs Ziel der Vollkommenheit los und erſpart ſich viel Zeit und Mühe. Es gibt viele, die mit der treueſten Gewiſſenhaftigkeit kleine äußere Uebungen des Gebetes oder Kirchenbeſuchs halten; möchten ſie nur mit derſelben Aufmerkſamkeit die Kräfte der Seele darauf richten, den Willen Gottes kennen zu lernen, ihn hochzuſchätzen und ihn ſorgfältig und eifrig zur Ausführung zu bringen.

Wir müſſen nun aber dieſe Sorgfalt, den Willen Gottes zu tun, nicht bloß bei unſeren Berufsarbeiten im allgemeinen anwenden, ſondern auch bei den einzelnen Handlungen uns die Frage vorlegen: „Will Gott, daß ich dies ausführe oder nicht?“

Stellen wir uns einmal, wenn wir zum Gebete uns niederknieen, die Frage: „Wie willſt du, lieber Gott, daß ich es jetzt verrichte?“ Die Antwort wird lauten: „andächtig, geſammelt.“ Und wenn neidiſche, mißgünſtige, hochmütige, rachſüchtige, unreine Gedanken ſich in unſerem Herzen regen und wir fragen uns: „Iſt das dein Wille, o Gott, gefällt das dir, wenn ich dieſen Gedanken und Wünſchen freiwillig nachgehe?“ Die Antwort wird lauten: „Nein, verleugne dich ſelbſt, kämpfe gegen die ungeordneten Neigungen!“ Und wenn uns jemand gekränkt hat, oder wir uns mit jemand wegen einer Kleinigkeit gezankt haben, ſind dann im Zorn auseinandergegangen und man fragt ſich nun: „Sieh, lieber Gott, willſt du das, daß ich einen oder mehrere Tage einhergehe und darüber nachſinne, zuzuſehen, wann es dem oder der wieder einfallen wird, zu ſprechen, es fällt mir doch nicht ein, wieder zuerſt gute Worte zu geben, ich bin der Beleidigte?“ wird nicht die Antwort lauten: „Vergib, vergiß, leide Unrecht geduldig und bewahre die Liebe und verſöhne dich mit deinem Bruder, ehe du deine Gabe zum Altare bringſt.“

Uebrigens iſt die Erfüllung des Willens Gottes auch für uns eine Quelle des Friedens und des Glückes. Die Menſchen finden ihr Glück darin, wenn ſie erreichen, was ſie wollen. Der eine, der Reichtum will, meint, er wäre glücklich, wenn ein Haufen Geldes auf ſeinem Tiſche oder in ſeinem Schrank läge; der andere will Ehren und meint glücklich zu ſein, wenn er einen hohen Poſten oder eine hohe Auszeichnung bekäme. Der dritte geht in Verlangen nach ſinnlichen Dingen auf und meint, glücklich zu ſein, wenn er dasſelbe befriedigen könnte. Die Erfahrung lehrt uns aber, daß, weil dies alles Scheingüter ſind, ſie das wahre Glück und die wahre innere Zufriedenheit nicht begründen können.

Was aber Gott will, das iſt das Edelſte, Schönſte, Beſte, das Höchſte. Was er will, iſt auch das Menſchenwürdigſte, das, was den Menſchen zu einem Freunde Gottes und zu einem liebevollen Bruder und Helfer ſeiner Mitmenſchen macht. Wie ſollte es da anders denkbar ſein, als daß der, der in allem den Willen Gottes zu tun ſucht, in dieſen von Gott gewollten Gütern ein Glück und einen Frieden findet, die keine anderen Beſtrebungen ihm gewähren können? Darum kann man wohl ſagen: „Wer will, was Gott will, hat alles, was er will.“

Am ſchwerſten iſt es wohl im gewöhnlichen Leben, ſich dann gleichförmig mit dem Willen Gottes zu machen, wenn Leid und Kreuz uns drückt. In dieſer Beziehung hat der alte Weiſe Seneka einen ſchönen Ausſpruch getan: „In allem,“ ſagt er, „was mir widerwärtig und hart erſcheint, verhalte ich mich ſo, daß ich nicht einfach bloß Gott gehorche, ſondern mit ihm völlig übereinſtimme; ich erfülle ſeinen Willen nicht aus dem Grunde, weil es ſo ſein muß, ſondern weil ich mit freudigem Herzen das Gleiche will, wie er. So begegnet mir nie etwas, was ich mit traurigem Herzen oder mit verdrießlichem Geſichte auf mich nehme; denn ich will das nicht ungern hingeben, was ich pflichtmäßig ſchulde; alles, worüber wir ſeufzen und in Furcht geraten, iſt ja eine Steuer, eine Abgabe, die wir an dieſes Leben zu entrichten haben.“ Und an einer anderen Stelle bemerkt er: „Das Beſte, was einer tun kann, iſt, die Widerwärtigkeiten freudig zu ertragen und alles gerade ſo entgegen zu nehmen, als ob er es ſo nach ſeinem Geſchmack und Willen gewünſcht und gewählt hätte, weil es vom Willen Gottes herkommt.“

Wie dort oben am Himmel das unter den Geſtirnen herrſchende eine Geſetz der Anziehungskraft die wunderbare Ordnung und Harmonie hervorruft, die unſer Entzücken iſt, ſo wäre auch in unſerem inneren Leben mit all ſeinen Trieben und Wünſchen die ſchönſte Ordnung, der beglückendſte Friede, wenn wir das eine große und ſchöne Geſetz des Willens Gottes über uns herrſchen ließen.

Waldeinſamkeit.

Aus dem Tagebuch einer 83jährigen.

Noch einmal möcht ich wandern — Durch den weiten, grünen Wald; — Noch einmal jubeln und ſingen — Wo laut das Echo erſchallt. — Gern möcht ich noch einmal lauſchen — Dem Plätſchern am Waſſerfall, — Vorbei gehen am murmelnden Bache — Der tiefen Schlucht entlang. — Vorbei an der alten Mühle — Mit dem zerbrochenen Rad, — Zu dem verlaſſenen Weiler — Führte der nämliche Pfad, — Dort wo geheimnisvoll rauſchen — Die Blätter im Eichenhain; — Ich könnte in ſeinen Schatten — Ganz weltvergeſſen ſein. — Und höher auf mooſigen Wegen — Empor zu dem Felſenrand; — Tief unten möchte ich ſchauen — Den Rhein, — mein Dörflein am Strand. — Und wieder hinab zu der Quelle — Wo die drei Rotbuchen ſteh'n, — Das Kreuz an der nämlichen Stelle. — Noch einmal möcht ich es ſeh'n. — Und dort wie in früheren Tagen — Der frommen Mutter zur Seit; — Noch einmal herzinniglich beten — In ſtiller Waldeinſamkeit.

Schwächliche Frömmigkeit.

Es iſt eine merkwürdige, überaus traurige Erſcheinung, wie ſehr der Krieg mit ſeinem Elend und ſeinem Leid der Religion geſchadet hat. Nicht wenige bis dahin gläubige, ja ſelbſt nach außen eifrige und fromme Katholiken haben am Glauben Schiffbruch gelitten und der Kirche, wenn auch nicht ganz den Rücken gekehrt, doch die Freude an ihr verloren. Sie haben, wie es ſcheint, vergeſſen, oder überhaupt nie gewußt, daß ihre Religion die Religion des Kreuzes, daß ihr Stifter der Schmerzensmann und ſeine Mutter, zu der ſie ſo oft geſungen: „Maria zu lieben, iſt allzeit mein Sinn“, die Schmerzensmutter iſt.

Wir wollen auch gerne zugeben, daß Mütter, die ihren einzigen Sohn, oder gar mehrere Söhne, Frauen, die ihren Mann und den Vater kleiner Kinder verloren haben, in der erſten Zeit ſich nicht zu faſſen vermochten. Manches Wort, was da geſprochen wurde und wie eine ſtrafwürdige Auflehnung gegen Gott einem in die Ohren klang, war nichts anderes, als der unfreiwillige Ausdruck eines Schmerzgefühls, das ſich in gewaltigen Exploſionen Luft machen wollte. Wer da gleich mit Vorwürfen bei der Hand geweſen wäre, der hätte vergeſſen, daß hier Vernunft und Glaube noch gar nicht oder nur ſehr ſchwach in Tätigkeit geweſen wären.

Aber wenn ſo manche jetzt, nachdem die Empfindungen und Gefühle doch wieder in ruhigeren Bahnen fließen, noch nicht den Weg zum Glauben und zur Religion zurückfinden, ſo möchten wir doch meinen, ſie hätten eigentlich nie ſo recht Religion gehabt und vom Chriſtentum nur die äußerlichen Gewohnheiten, nicht aber den inneren tiefen Sinn beſeſſen.

Die ernſte Kriegszeit war die Zeit, da der Herr kam mit der Wurfſchaufel in der Hand, ſeine Tenne zu reinigen und viel Streu fand er vor. Gezeigt hat ſich, was tiefer Blickende längſt erkannt und wovor ſie oft genug gewarnt haben, nämlich: man könne nicht aus dem äußeren Andachtsleben und der Menge äußerer religiöſer Uebungen direkt einen Schluß auch auf ein wahrhaft religiöſes Leben ziehen, auf die ſo oft gewünſchte Innerlichkeit und aus vollen Kirchen und dem geſteigerten Sakramentenempfang Einzelner nicht gleich eine religiöſe Vertiefung herausleſen.

Daß viel Süßliches und Weichliches in die Frömmigkeit eingedrungen war, wer möchte das leugnen? Hatte doch eine Menge Andachtsübungen, die zahlreich wie Pilze aus der Erde ſchoſſen, ſelber einen ganz weichlichen, ſentimentalen Charakter. Wie viele gab es, die, wenn ſich ihnen das liebliche Gefühl ſolcher Andächteleien darbot, dasſelbe mit ſolchem Eifer umfaßten, als ob darin das wahre geiſtliche Leben der Seele beſtände.

Dabei iſt wohl und ſorgfältig zu erwägen, daß dieſe Neigung zu fühlbarer Andacht und das Sichaneignen und Aufgreifen deſſen, was danach ſchmeckt, noch lange nicht von der Fülle und dem Reichtum der Gnade herkommt, noch auch darauf ſchließen läßt, im Gegenteil weit eher ein Beweis dafür iſt, daß eine ſolche Seele gar an der Gnade Mangel leidet und ſich in nicht geringer geiſtiger Armut befindet.

Wenn ſolche Seelen ein bischen Süßigkeit bei der Andacht einſchlürfen, machen ſie daraus ſo viel Weſens, als wenn ſie ſchon im Himmel wären. In Wirklichkeit haben derartige ſüße Träumereien wenig zu bedeuten, wenn ſie aber etwas zu bedeuten haben, dann iſt es nicht ſelten Mangel an ſittlicher Kraft, Mangel an Liebe und Gnade.

Wer reich iſt an ſtarker, mannhafter Liebe zu Gott, der gibt auf die fühlbare Andacht nicht viel, und wenn ſie ihm kommt, dann bedient er ſich derſelben nicht zu einem religiöſen dolce far niente, ſondern um ſich in der Geduld, in der Selbſtverleugnung, in der Liebe zum Kreuz, in dem Ertragen von Unbilden und Widerwärtigkeiten zu üben, kurz, Jeſum dem Gekreuzigten nachzuahmen. Wer das vermag, oder wenigſtens dieſes ernſte Streben hat, der iſt der eigentliche wahre Chriſt, auf deſſen Frömmigkeit etwas zu geben iſt.

Wie betete der fromme Job? „Du wirſt mich rufen und ich werde dir Antwort geben.“ Und wozu rief ihn der Herr? Zu den größten Widerwärtigkeiten, zum Verluſt ſeiner Güter, ſeiner Söhne und Tochter, zu Krankheit, Verlaſſenheit, Armut, Wunden, Anfechtungen des böſen Feindes und vielem anderen Leid. Und was antwortete der fromme Mann, dieſes Muſter der Geduld: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, ſein Name ſei gebenedeit.“

Und als Saulus auf dem Wege nach Damaskus den Ruf des Herrn vernahm, da ſuchte er nicht in kindiſchem Verlangen nach ſüßen Tröſtungen, ſondern einfach fragt er, zu allem bereit, „Herr, was willſt du, daß ich tun ſoll?“ Als ob er ſagen wollte: „Da haſt du, o Gott, meinen Willen, ganz dem deinen untertan; ich lege ihn vollſtändig in deine Hände; nimm ihn, o Herr, und befiehl, was du willſt.“

Und Gott ſelbſt hat alsdann, um zu zeigen, daß Paulus ihm ganz angehöre, ſein bevorzugter Liebling und Auserwählter ſei, den Ausſpruch getan: „Ich will ihm zeigen, wieviel er für meinen Namen leiden muß.“

Dem wahren Chriſten kann und darf nicht unbekannt ſein, daß Jeſus Chriſtus, unſer Lehrmeiſter, immer das Kreuz vor Augen hatte, mit dem Kreuze ſein Leben begonnen und am Kreuze aus Liebe zu uns ſein Leben beſchloſſen hat. Und dies muß der Chriſt aus dem Grunde ſich vor Augen halten, weil die wahre, echte Liebe, auf der verborgenen, tief gegründeten Tugend beruht und ſich beſonders in ſchwierigen Fällen, und verwickelten Lagen kund geben ſoll. Alles andere aber iſt verdächtig und ohne feſte Stütze.

Die Frömmigkeit beſteht bei nicht wenigen Leuten in großartigen Wünſchen und Vorſätzen beim Gebet und in ebenſo großem Fehlen und im vollſtändigen Verſagen wahrer Tugend im Verkehr des Lebens. Im Gebet wird getrauert und geſeufzt über die Leiden des Heilandes, und bald darauf werden ſie dem Nächſten angetan. Im Gebete verehrt man des göttlichen Heilandes Geduld, und nicht lange, dann läßt man ſich von Zorn und Unwillen hinreißen.

So iſt unſere Frömmigkeit vielfach eine eingebildete und eitle, eine ſchwindſüchtige, die, wie dieſe Krankheit, allmählich mit Auszehrung der Kräfte endet. Das, was wir eigentlich als Chriſten tun müßten, ſich in allem ſelbſt verleugnen, ſeinen Willen in allem dem Willen Gottes gleichförmig machen und Kreuz und Leid als Mittel zur Heiligung betrachten und es darum geduldig annehmen, das tun wir nicht.

Ein bischen religiöſes Gefühl und ein bischen gewohnheitsmäßiges Erfüllen kirchlicher Pflichten, Sonntagsmeſſe und Oſterkommunion, oder ſelbſt eine häufigere Kommunion, weil man andere es tun ſieht, das iſt bei Vielen die ganze Religion. Darum bei Vielen der religiöſe Zuſammenbruch ob der Leiden, weil die religiöſe Verinnerlichung fehlt und die Gedanken Jeſu und die Regungen ſeines Herzens nicht die derjenigen ſind, die ſich als Chriſten und Jünger Jeſu betrachten.

Ein ſchwerwiegendes Deo gratias.

Zum hl. Antonius, Erzbiſchof von Florenz, kam eines Tages ein Bauer und bot ihm einen Korb, mit den herrlichſten Früchten gefüllt, zum Kaufe an. Der wegen ſeiner Freigebigkeit und Wohltätigkeit gegen die Armen allbekannte Erzbiſchof war auch diesmal, wie ſo oft, nicht bei Kaſſe, gingen doch ſeine Einkünfte, wie ſie kamen, auch wieder, in Liebe umgeſetzt, davon. Er wußte darum dem Bauer nichts anzubieten, als ein mit freundlicher Miene geſprochenes Deo gratias, Gott vergelts. Und es noch wirkſamer zu machen, ſagte er noch einmal Deo gratias. Aber das Deo gratias war nicht die Münze, die der Bauer erwartet hatte, er hielt die Hand auf, um etwas anderes zu empfangen. Der Erzbiſchof, der das Mißbehagen des Bauern ſah, wollte ihm nun zeigen, wie viel chriſtliche Dankbarkeit eigentlich wert ſei. Er ließ alſo eine Wage holen und auf die eine Schale den Korb mit ſeinen Früchten ſtellen, auf die andere legte er eine kleine Karte, auf die er geſchrieben hatte: Deo gratias. Und im nämlichen Augenblick ſchnellte die Schale mit dem Fruchtkorb, als ſei dieſer dem Deo gratias gegenüber eine leichte Feder, in die Höhe und tief nach unten ſenkte ſich die Schale mit der Papierkarte. Der Bauer ſchlich ſich beſchämt von dannen, überzeugt, daß, wenn das Geben etwas Schönes, noch ſchöner doch ſei, ſich belohnt zu ſehen durch die Dankbarkeit eines chriſtlichen Herzens.